

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Oertzen-Fünfgeld, Margarete von: Aufgelesene Kinder. Erzählung

urn:nbn:de:bsz:31-62042

schwachen Kräfte des langsam Genesenden äußerst geschont werden. Die freundlichen Worte, mit denen sie zu ihm sprach, beglückten und beruhigten ihn sichtlich. Er sagte dankbar ihre arbeits-harte Hand, und allmählich kam ihm der Gedanke, daß Anna wohl schon wisse, was er ihr sagen wollte. Im Fieber hatte er ihr wohl gesagt, daß sie seine Schwester sei.

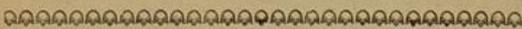
Je mehr der Genesende dem Leben zurückgegeben wurde, um so tiefer verbarg Anna Grabner in mädchenhafter Scheu ihre zarten Gefühle für den Mann, den sie hingebend pflegte.

Es kam der Tag, an dem er zu ihr sprechen konnte, an dem er erstmals Schwester zu ihr sagte. Sie begriff es nicht gleich, nahm es für eine ganz zarte Erklärung seiner Gegenliebe und stürzte schließlich, als er ihr alles sagte, in den Himmel eines unendlichen Glücksgefühls, für das niemals Worte gefunden werden können. Der Erzähler dieser Geschichte wagt es nur noch, zu bemerken, daß die Seligkeit Annas viel höher war, als sie hätte sein können, wenn sie statt seine Schwester seine Braut geworden wäre; denn die innige in jener Nacht erwachte Empfindung Annas barg in sich viele Möglichkeiten, von denen die Schwesterliebe die seligste und reinste Erfüllung war.

Um die Weihnachtszeit erhielt Konrad Ortel seine ehrenvolle Entlassung.

Er hatte seiner Schwester inzwischen ein schmuckes Kleid aus den feinsten Stoffen machen lassen und auch für sie eine schöne Kappe mit seidnen Bändern gekauft. So bestieg sie in der prächtigen Tracht des Hanauer Landes mit Konrad in Offenburg den Postwagen, der die beiden ein gutes Stück dem ersehnten Ziel näher bringen sollte.

Zu Beginn des neuen Jahres trafen sie bei ihren Eltern ein. Hiermit ist unsere schöne Geschichte an ihrem glücklichen Ende angelangt; denn von den Freudentränen, die dort im fern- ungarland von glücklichen deutschen Menschen geweint wurden, braucht man wohl dem Leser keinen ausführlicheren Bericht zu geben.



Des Elends erster Quell ist im Verstande:
Der fließt herab ins Herz; das überströmt
Von Handlungen, von bösen oder guten,
Nachdem der Urquell trüb ist oder hell.

Klopstock.

„Wem Gott ein Amt gibt, wohl, dem gibt er
auch Verstand;“

Draus schließ ich: manches Amt kam rein aus
Menschenhand.

Aufgelesene Kinder.

Erzählung von Margarete von Derken-
Fünfgeld.



Schon liegen die Viehweiden
grau da im ersterbenden
Tageschein; näher rücken
die blauen Schatten von dem
türmenden Auf und Nieder
der Berge, und der Jof
sitzt einsam auf dem ver-
witterten Brunnentrog bei

seiner armseligen Geisenhütte. Er sitzt und spielt, wie er meint, etwas extra Feines auf einer prachtvoll bunten Ziehharmonika, von der jedoch bereits die Fasern herabhängen. Von dem Getöse der Töne flattern die Vögel auf, und noch jemand kommt des Weges gelaufen über die spitzen Brocken der Steine und wirft sich nieder auf das harte Gras unter dem dornigen Gestrüpp der Hochebene. Dieser Jemand ist ein halbwüchsiges Mädchen, hinter den Ohren hat es einen mit blinkenden Kügelchen wie Blutstropfen geschmückten Vogelbeerzweig stecken, und aus den seltsam weitgeschnittenen ganz unerhört schwarzen Augen rollen langsam glashelle Tränen.

Der Jof läßt die Harmonika, sein teuerstes Hab und Gut, sinken, daß sie gleichsam im Verscheiden einen jämmerlich pfeifenden Klagelaut von sich gibt.

„... Was heulst du? Was ist dir wieder passiert, Hanne, dumme?“

Das bräunliche Gesicht, in dem der Mund röter steht, als die reifen Vogelbeeren, wird um einen Schatten bleicher.

„Ich krieg' so Bauchweh von deiner Musik. Und dann ist mir der Was' Marann' ihre Wulle-

gans verlaufen, weißt, die wo sie für einen Hofhund hält, mit dem krummen Schnabel!“

Der Jof, halb gekränkt, tröstet doch kleinlaut: „Sei froh, daß das wüste Vieh fort ist.“

„Dann pfeht sie mich wieder in die Ohren.“

„— Weißt du was Neues?“ nimmt jetzt unvermittelt der erbärmlich magere Bursch das Wort. „Wenn du ganz groß bist, heirat' ich dich. Dann kann sie dich nimmer pfehen. Ich bekomm' dann von der Gemeinde die Stelle als Kühhirt.“

„— Und ein Haus auch?“

„Ein großmächtiges!“ prahlte der Jof.

„Zwei Kammern und eine Küch' und einen Hühnerstall.“

„— Und eine Bant vor der Tür?“ Die Augen der Hanne werden blank von einem tanzen den Funken darin.

„Ei freilich, eine grüngestrichene.“

„Ja dann . . .“

In diesem Augenblick, den beide als un gemein bedeutungsvoll empfinden, hustet es hinter dem wilden Brombeergewirr, das hier eine ganze Stachelwand bildet.

Die Hanne packt des Buben Hand: „Hast du das gehört?“

„Was denn?“

„Jemand hat gehustet.“

„Vielleicht eine Maus,“ spottet der Jof überlegen. „Und wie ist's jetzt mit dem Heiraten?“

„Tu's nicht,“ raunt es hinter der Dornen wand.

Die Hanne ist sprachlos, aber der Jof wird von einer blinden Wut erfaßt. Mit den Fäusten geht er auf die Dornen los und zieht den Kürzeren.

Aber die Hanne hört ganz nah und deutlich eine Stimme, die es ihr irgendwie antut, eine weiche, tiefe Stimme, die verschollene Erinnerungen weckt vielleicht an ein früheres Dasein . . .

„Tu's nicht, verlang' Bedenkzeit.“

Und das Merkwürdige geschieht — die Hanne richtet sich auf wie die stolze Bauerntochter und verkündet großartig: „Ich verlang' Bedenkzeit.“

Auf das höchste ergrimmt, hält ihr der Jof seine blutende Faust unter die Nase: „Was? Was willst noch bedenken, Hanne, dumme? Du hast nichts und ich hab' nichts, aufgelesene Kinder sind wir alle zwei, du gehörst zu mir und ich zu dir! Punktum!“

„Nicht Punktum!“ — raunt es hinter der Hecke. Doch der Jof kann die Stimme des Unsichtbaren nicht vernehmen.

„Nicht Punktum!“ begehrt die Hanne pathig auf. „Ich bin noch viel zu jung.“

„Das weiß ich, daß du noch nicht trocken hinter den Ohren bist.“

Der Jof wendet ihr mit einem scharfen Ruf

den mit arg geflickter Jade bedeckten Bude! — rafft seine einzige Freundin, die Ziehharmonika, vom steinigen Boden auf und marschirt, ohne noch einmal umzusehen, talab.

Raum ist sein spärlicher Schatten wie zerflossen im dunstigen Abenddämmer, als harmlos pfeifend der Inhaber jener geheimnisvollen Stimme hinter den Hecken zum Vorschein kommt. Ein Bursch, wie andere auch, und doch — ganz, ganz anders. Weiße Zähne leuchten. Im rechten Ohr blinkt ein goldener Ring. Seine Kleidung ist nicht die der Gegend. Rascher klopft das Herz der Hanne. In seinem Gesicht sieht sie ihre eigenen Augen, weitgeschnitten, ganz unerhört dunkel.

„So recht, so recht,“ flüstert er und nickt ermutigend. „Laß' den dummen Buben laufen und sein wackeliges altes Haus mit den zwei Kammern!“

Immer lächelnd beugt der Fremde sich zu ihr nieder.

„Ich wohn' in einem Haus, das auf Rädern steht: Das kann fahren, und jede Nacht kocht die unsäglich schöne Mascha die Suppe an einem anderen Ort. Bald in einem tiefen Wald, in der Felsenheimat, wo die Flüsse an Ketten liegen, bis sie der große Mann losmacht. Bald auf einer grünen, grünen Wiese, nahe den Kornfeldern, wo fette Wachteln und Rebhühner in die Schlingen laufen und das Brot auf dem Salm steht. Oder vor den Toren einer Stadt, wo man alles geschenkt nimmt, was man braucht . . . solltest zu uns kommen, dann kriegst du gleich einen rosenroten Rock, der läßt dir gut, Schwarze, Schöne! Du bist doch auch nicht von hier?“

„Ich bin ein aufgelesenes Kind,“ bestätigt die Hanne mit Stolz. „Und die Gemeinde läßt mich aufziehen gegen Kostgeld bei der Bas' Marann!“

„Aufgelesen?“ jorcht gespannt der Fremde.

„Wo? Wann? Und wie heißt du?“

Die Hanne rückt vertraulich näher.

„Von der Mutter aus heiß' ich Lola, so hat es auf einem Zettel gestanden, weißt, den haben sie bei mir gefunden. Aber dann haben sie mich umgetauft in Hanne, weil Lola kein Name sei für einen Christenmenschen.“

„Ha, ha!“ lacht grimmig der andere.

„So ist's recht! So sind sie! Hat deine Mutter dich bei der Kirchentür niedergelegt? So machen es unsere!“

List und Verschlagenheit spielen unerwartet um die feinen Mundwinkel der Ganshirtin.

„Im Taubenschlag haben sie mich gefunden,“ berichtet sie mit verhaltenem Triumph.

„In des Stabhalters Taubenschlag ganz oben auf der Bühne, und die Leut' haben gesagt, ich sei vom Himmel heruntergefallen, denn es führt nur eine schmale Stiege hinauf, und das Türlein dazu ist immer verschlossen.“

Kann mich nur ein Vogel in seinem Schnabel gebracht haben!“

„Waren die Tauben noch da?“ lauerte der Schwarze.

„Nicht alle,“ gesteht die Hanne zögernd. „Ich hab' sie nicht genommen, aber noch heut' ver-spotten mich die Buben über alle Heden und Zäune hin: Düwedieb, Düwedieb!“

Der Schwarze nimmt eine großartige Pose an.

„Horch, Dirnlein! So viel weiß ich schon jetzt, daß es nie und nimmer für dich taugt, bei Leuten zu bleiben, die sehhaft sind. Sag' mir nur eines: Hängt dein Herz an irgend etwas an dem Ort?“

„Gott behüt,“ antwortet die Hanne schnell und verbissen mit finsternen Mienen.

„Und — und der Geißbub vorhin?“ Der Schwarze deutet mit dem Daumen zurück.

„Nimm den auch mit,“ bittet sie rasch, der ist auch aufgelesen.“

„Nein,“ wehrt der Schwarze kalt, „nein, das schlag' dir nur aus dem Kopf. Das tät' nie

einer Stunde erwartest du mich. Du läufst mir nimmer davon?“ droht er.

„Nein, das ist vorbei. Wenn ich jetzt noch käm', und ohne die Wullegans, die Schläg' mit dem Hosenträger vom Mann selig!“

„Schläg' gibt's bei uns auch,“ bemerkt der Schwarze seelenruhig. „Aber immer gutes, fettes Essen.“

Damit setzt er in großen Sprüngen über das Edland in den nahen Wald.

Die Hanne sitzt nieder ins tauige Kraut, schlingt die Arme um die Knie und starrt in die sinkende Nacht. Sie hat sich im Leben noch nie etwas gewünscht oder auch nur einen Willen gehabt. Sie ist ein Ding, das man gefunden hat und über das derjenige verfügt, der er es seinerseits wieder findet. Nur eines weiß sie, daß sie durch ihr Fortbleiben schon jetzt alle Brücken hinter sich abgebrochen hat. Also hat sie keine Heimat mehr. Hat nie eine gehabt. Wie aber, wenn der Schwarze nur sein Spiel mit ihr getrieben und sie dennoch zurück muß?

... Und mit einem legt sich eine Hand auf ihren Mund, die ist heiß, trocken und riecht nach Thymian und anderen stark duftenden Feldkräutern.

„Still!“

Keine Sorge. Die Hanne ist keine von denen, die gleich aufkreischen. Aber das Herz stockt ihr in der Brust vor Entzücken. Sie erkennt den Schwarzen, er wirft ein Bündel vor sie hin.

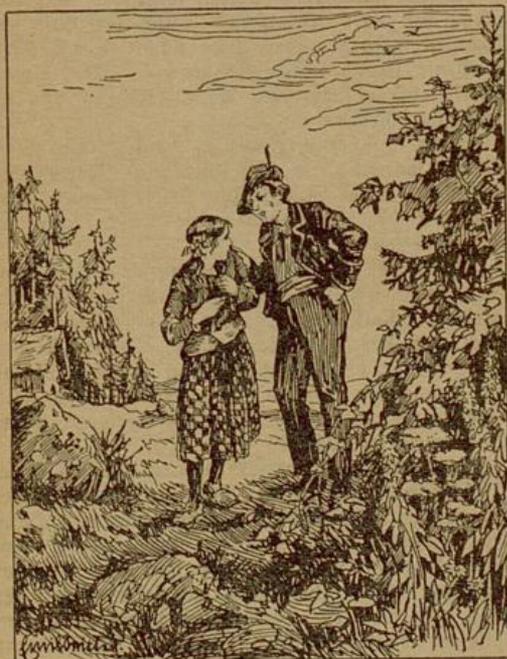
„Da! Leg' das Gewand an, das hier innen ist! Tu' deinen alten Rock hinein und was du sonst auf dem Leib hast. Ich wart' da hinten, bei der alten Tanne. Aber mach', es preßiert.“

Die Hanne denkt nicht an Widerrede, gehorcht blindlings, während der Bursche sich geduldig zu dem genannten Baum begibt, der, vom Blitz gezeichnet, mit grauen Moosbärten behangen, von je als ein Wahrzeichen in der Gegend gilt.

Es ist viel zu dunkel, als daß die Hanne viel sehen könnte, was für Herrlichkeiten das Bündel birgt. Aber sie fühlt das Weiche, Fremdartige, in das sie fieberhaft hineinschlupft, streift einen seidigen Stoff, alles paßt wie ange-gossen, haucht aber denselben scharffrischen Kräutergeruch aus, wie die warme Hand des Schwarzen.

Von der Bliztanne her lodt ein leiser Vogel-ruf. Sie versteht, schnürt ihr altes Zeug in das Bündel zusammen und folgt in geduckten Sprüngen ihrer neuen „Herrschaft“.

„Ich hab' jetzt noch eine Sache zu erledigen,“ empfängt sie befehlshaberisch der Schwarze. „Her mit dem Bündel! Du schlupfst hier unter den Felsenschub. Gelt, das hast nicht gewußt, daß hier innen eine regelrechte Höhle ist? Weißt keiner außer uns. Tausend Jahr und mehr



„So recht!“ flüsterte er und nickte ermutigend.

und nimmer gut. Wie alt? Ich mein', wie alt du bist?“

„Sechzehn.“

„Horch, Lola — ja, von jetzt an wirst du Lola heißen, die Hanne laß' bei deinen alten Lumpen — dort, wo ich dir's werd' sagen. Ich muß mich noch einmal entfernen und in etwa

ist sie alt! Und hier, da iß, und rühr' dich nicht, bis ich selber dich anruf'."

Voll heimlichen Entzüdens ob all' des Schauerlichen, das sie erlebte, und das selbst die Geschichten der Bas' Marann' in den Schatten stellte, kriecht die Hanne unter einer ungeheuren Felsplatte durch in einen eisig feuchten Keller, in dem eine Quellader gluckste und sang. Mit voller Gier wirft sie sich auf das Stück Brot, das der Schwarze ihr gereicht und das, dick mit Butter bestrichen, ein anderer Lederbissen ist, als die Brotrinde der geizigen Base. Jahrelang zurückgedrängter Hunger fordert sein Recht. — Und da fliegt ihr unversehens noch ein Apfel in den Schoß, sie weiß nicht, wie lange sie schon in der Höhle gefessen.

„Da, er ist reif! Weil du so brav bist.“

„Ei,“ ruft die Hanne hineinbeißend, „solche wachsen nur am Spalier auf dem Stabhalterhof. Er ist geizig damit, als wären es Goldstücke!“

„Kann sein,“ bemerkt der Schwarze gleichmütig, „kann sein, daß sie dort wachsen. Aber geht her die Hand und keinen Laut — ich führ' dich.“

Der Himmel prangt in der Zier seiner tausend Sterne und die Wege sind nicht mehr so höllenschwarz. Ein feiner Duft schwebt vor ihnen her, wie ein gespenstisch wegweisendes Wesen.

„Wenn die Sonne aufgeht,“ spricht der Mann langsam und leise, „sind wir schon weit.“

Er zerrt sie an der Hand: „Vorwärts, nur vorwärts!“

„Ich hab' Schlaf,“ stöhnt sie endlich dumpf, „meine Schuh' sind so müd!“

Kurz entschlossen packt er das federleichte Dinglein in seine Arme und rennt quer über das Geröllfeld, das sich plötzlich hinter dem Hochwald aufgetan hat.

Eine dunkle Masse graut, Gestalten huschen hin und wieder — sonst unterbricht nichts die unerhörte Lautlosigkeit.

..... Im Dorf gibt es einen großen Krach, als die Bas' Marann' schimpfend und freischend beim Stabhalter die Anzeige von der Flucht der Hanne macht. Die Wullegans habe es noch mitgenommen, das mißratene Ding, und habe es doch alleweil so gut gehabt, Knöpfe und Salat alle Sonntag und zum Christkind Wolle für Strümpfe und Schurzzeug!

Bald ist das ganze Dorf beisammen und jeder gibt seine Meinung zum Besten: Das Ortsarrest und der Haselsteden spielen darin eine große Rolle. Der Stabhalter als „Obriegkeit“ und Vormund zugleich, kratzt sich hinter den Ohren. Auch der Jof steht da, für heut' noch ungewaschen aus lauter Kummer — er denkt an die Stimme hinter der Dornenwand. —

„He du,“ fährt der Alte ihn an, „ihr zwei

seid doch immer zusammengesteckt, ihr zwei! Was weißt du von der Hanne?“

Der Jof zuckt schweigend die Achseln.

Und wie sie da noch stehn und debattieren und sich überbieten an Vermutungen, stürzt des Stabhalters Altester aus dem Haus, ein wüstes Bündel schwingend, und schreit: „Vater, Vater, luget, was ich im Taubenschlag gefunden hab!“

Das Bündel fällt auseinander und enthält: Den alten Rock der Hanne, den verwaschenen und gestickten Tschoben und ein paar andere gestickte, aber saubere Lumpen, die alle ein Zeugnis davon ablegen, wie gut es die Hanne bei der Bas' Marann' gehabt.

„Da ist auch ein Zettel!“ reißt die, bückt sich und hebt ein fettiges Papier mit zwei Fingern empor.

„Gebt her,“ kommandiert der Stabhalter, „Ihr könnt ja doch nicht lesen.“

„Gedrucktes schon,“ verteidigt sich die Marann'.

„Das hier ist aber nicht gedruckt, sondern geschrieben,“ fertigt er sie ab und liest unter Totenstille der Versammelten folgendes laut vor: „Aus der Luft gekommen. Durch die Luft entkommen. Forcht mir nicht nach. Sonst Viehsterben, Brand und Mißernte.“ Als Unterschrift ein kohlschwarzer Daumenabdruck von gewaltiger Größe.

„Das ist aber merkwürdig,“ stottert der Stabhalter, während die Bas' Marann' käseweis um die Nase wird. „Legt Ihr Wert darauf, Bas', daß wir der Entflohenen die Häsher auf die Ferjen hegen?“

Wenn der Stabhalter hochdeutsch spricht, wird die Sache amtlich. Aber die Bas' wehrt sich entsezt: „Gott behüte! Für so eine bedank' ich mich, von der man nichts weiß, als daß sie aus der Luft in einen Taubenschlag gefallen ist, die hat gewiß der Böse wieder geholt! Nein, nein, laßt sie rennen, an der ist nichts verloren, meine Ruh' will ich haben!“

Der Stabhalter atmet heimlich auf ob dieses Entschlusses und nimmt sich vor, beide Augen zuzudrücken. Allmählich verläuft sich das Häuflein Menschen, und auch die nun einsame Base humpelt ihrer Hütte zu, wo steil die Bößfelsen aufragen. Aber ihre Ruhe hat sie dennoch nicht. Aus dem von der Wullegans widerwillig verlassenen Bretterverschlag, der als Stall dient, dringt ein verdächtiges Geräusch, das die Base veranlaßt, beherzt den Holzschieber von der schiefen Tür zu rücken. Unter Spucken und Fauchen springt ein vierbeiniges Gespenst sie an, sträubt kohlschwarze Haare auf einem gekrümmten Buckel und kratzt sich wie mit eisernen Stacheln krampfhaft in ihre mit Watte gepolsterte Jacke fest. Sie versucht es abzuschütteln, es bleibt um so fester hängen, wie die stachelige Frucht an einem Kastanienbaum. Erst da die Bas' Ma-

rann' halb ohnmächtig rücklings in die schöne, braune, warme Mistlache sinkt, läßt das Gespenst von ihr ab und gibt als schwarzer Kater wie besessen Herzgeld. Von Siund' ab läßt die Bas' sich nimmer ausreden, daß der Teufel ihre Wullegans in einen schwarzen Kater verwandelt habe.

Während all' dieser Aufregungen aber schnürt einer still seinen Ranzen mit einem ledernen Schuhriemen zu, hängt sich die Harmonika und die Sonntagschuhe an einem Stecken über die Achsel und macht sich seinerseits heimlich auf die Socken. Jetzt, wo die Hanne fort ist, hat er nichts mehr hier zu suchen. Um so mehr aber in der weiten Welt.

Unbeschrieben gelangt er auf die freie Landstraße, die, meint er, geraden Weges nach Amerika führt. Ihm begegnet nach tapferem Marsch ein gestrenger Herr Gendarm, der ihn sofort aufs Korn nimmt: Woher und wohin? Und ob er den schwarzen Hennidel nicht gesehen oder von ihm gehört habe? Die Spuren führten hierher.

Dem Jof, der wohlweislich seine Papiere bei sich hat, geht ein Licht auf. Mit einem treuherzig dummen Gesicht versichert er dem Grünen, daß er vom schwarzen Hennidel nie etwas gehört habe, was ihm der andere aufs Wort glaubt und ihn lachend laufen läßt.

„Also, der schwarze Hennidel,“ murmelt der Jof im Weiterwandern, und seine Augen funkeln wie Dolchspitzen.

Später wird ihm das Glück zuteil, sich an einen Bierwagen hängen zu können; der Fuhrmann, der auch sonst gut geladen hat, läßt die Gänse ausgreifen. Ein seltener Genuß für den Jof, der sonst nur das Trotten der Ochsenspanne kennt.

So jagen sie stolz durch das Tor eines alten

kleinen Städtchens. Unter Lebensgefahr springt der lange Bub ab und gerade auf die Zehen eines vorübergehenden Bürgers, der ihm keine frommen Wünsche nachschickt. Er solle machen, daß er aus der Stadt hinauskomme und zu seinen Leuten, die am Mittag hier durchgezogen seien! Zigeunerpack allesamt! Jetzt habe man das fahrende Volk wieder auf dem Halse bis morgen! Da lagern sie wieder auf den sogenannten Diebs-

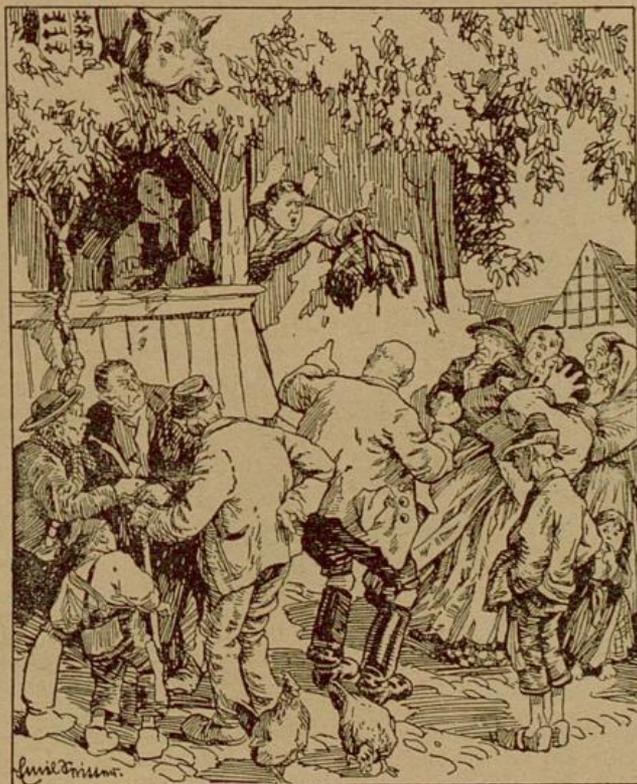
matten vor dem Tor, und kein Mensch wagte sich aus der Stadt!

Ohrspitzig vernimmt der Jof das wüste Geschimpfe, das ihm kostbare Austunft bedeutet. Vom Stoß des Erbostien bedroht, eilert dem Ausgangstore in der Stadtmauer zu, und bevor er es noch erreicht, ist kein Plan gemacht.

Als das Hannele am Morgen dieses Tages erwacht, spürt es ein leises Schaukeln und Rütteln, das ihm befremdlich vorkommt, und der Geruch einer guten Suppe kitzelt ihm die Nase. Es öffnet die Augen: Durch winzig kleine Fenster bricht das Sonnenlicht unverfälscht und blühell; ein schwarzhaarig Weib kauert vor dem schmalen

Strohsack, der dem Mädchen als Lager dient und lächelt. Das Lächeln ist schön, aber es enthüllt breite, blendend weiße Zähne, die auch beißen können. Die Hanne fühlt einen Tassenrand an ihren Lippen und schluckt dankbar, denn sie ist immer ein wenig gefräßig. Vom Schwarzen ist nichts zu sehen. Jetzt merkt sie, daß sie sich in einem fahrenden Wagen befindet. Niemand schlägt sie, und die warme Fleischsuppe ist besser, als eine harte Brotkruste. Durch blanke Scheiben sieht sie die herrliche grüne Gotteswelt und die von fern winkende Weite, und die Seligkeit will ihr fast die Brust sprengen.

Über dem Knirschen der Räder in tiefem, weichem Sand, und der Wagen macht Halt.



Und wie sie da noch stehen und debattieren, stürzt des Stabhalters Ältester aus dem Haus, ein wüstes Bündel schwingend.

Irgend jemand macht sich an der Tür zu schaffen, doch die Frau, plötzlich finster, springt auf und tritt mit dem Fuß nach dem schön braun lackierten Holz: „Bleib' draußen!“

Es hilft ihr nichts, schon ist geöffnet, und eine schmale Leiter wird angelegt.

Und nun erst sieht die Hanne mit höchster Verwunderung den Schwarzen wieder, der in dem blanken, hohen Graze liegt, so lang er ist, faul, dunkel und bildschön, einen Blumenstengel zwischen den Zähnen. Ein uraltes Frauenzimmer richtet ein paar Feldsteine zum Herd zusammen und bemüht sich, mittels eines Stückes Ofenrohr

Sie schleppt ein Bündel alter Schirme herbei „Siehst du das? In die gute Dörfer gehn von Haus zu Haus und fragen: Ob Schirme fliden? Besonders in der Ernt' am Mittag, wenn nur kleine Kind daheim und alte Urahn. Auch Abend ist gut. Dann Augen laufen lassen, wo Has- und Hennenstall, wo Geld in Tischlade, wo Fensterglas zerbrochen, Tür nicht verschlossen. Nicht erwischen lassen, geschickt sein, dumm aussehen!“

Der Schwarze pfeift. Die Hanne reißt Mund und Augen auf. Sie begreift nicht gleich, was für eine Art Arbeit das sei, die man von ihr verlangt. Aber über ihre heitere Zuversicht legt sich ein Schatten. Dennoch ist sie der Macht des fremden Weibes mit dem teuflisch schönen Lächeln ganz und gar verfallen.

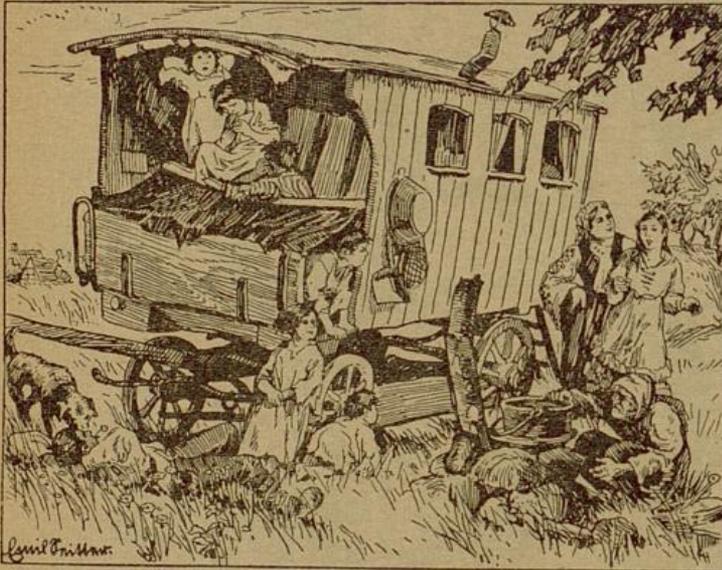
Heute zwar hat die Hanne noch nicht „arbeiten“ dürfen. Aber andere kommen heim, meist halbwüchsigte Buben, und leeren ihre gewaltig langen und tiefen Taschen aus. Was da alles zum Vorschein kommt! Sped und Eier und Messer und Fadenrollen. Knöpfe, Pfennige, nichts Gescheites.

Die schöne Maschta schimpft, doch der Schwarze dehnt und reißt lächelnd seinen prachtvollen Zirkusreiterkörper: „Hat uns hübsche Dirn' gefehlt, wird jetzt besser gehn!“

Lieblicher Gänsebratenduft versammelt das braune Volk jetzt um die beruhten Herd- steine. Die Hanne läßt sich das saftige Stück Flügel wohl schmecken, das die Maschta ihr zuschiebt; freilich sagt ihr eine innere Stimme, daß es die Wullegans der Base ist, die sie mit verzehren hilft.

Um die Mittagsstunde des anderen Tages, die weißglühend über die von Ernteseigen strohenden Gefilde aufzieht, gibt die schöne Maschta der Hanne ein Bündel Schirme unter den Arm, weist auf die Dächer eines Dörfleins, das friedlich und heiter aus dem Kranz seiner Birnen- und Apfelbäume lugt, und schärft ihr nochmals alles ein. Die Hanne begreift nur halb, findet sich aber in ihrem langen, knallrosa Falbetrock wunderschön. Auch der Schwarze findet es: Er mustert sie verstoßen, bis die Maschta zwischen die beiden tritt und in einer fremden Sprache etwas sagt.

Raum aus dem Bereich des bunten Wohnwagens, im gewohnten Duft von Korn und reifem Tabak, fühlt die Hanne den Bann weichen. Sie läuft, als sei ein Schwarm Hornissen hinter ihr her. Von den getürmten Wagen voll braun-



Nun erst steht die Hanne mit höchster Verwunderung den Schwarzen wieder, der in dem blanken, hohen Graze liegt.

ein Feuer zustandezubringen. Ruhige Kessel liegen herum, Holzschaffe mit Fleisch und Mehl, und aus allen Winkeln des Wagens kriechen große und kleine und kleinste Geschöpfe, alle schwarzbraun und im Hemd, mit tierhaft scheuen und wilden Gebärden. Die Hanne fühlt sich seltsamerweise wohl unter ihnen.

„Du bist von den Unseren,“ entscheidet auch die schöne Maschta, gibt jedoch zu gleicher Zeit dem Schwarzen einen sanften Stoß in die Seite: „Geh' dich nichts an! Denk' an Stach in Bein!“

Er springt auf die Füße: „Du! Stechen! Beißen! Krahen! Mir nix weh tut!“

Die Hanne wird behandelt wie eine Prinzessin. Die schöne Maschta steckt ihr die besten Bissen zu, zwinkert mit den Augen: „So und noch besser hast es alle Tage. Nur arbeiten, arbeiten!“

Die Hanne will gern arbeiten und erbetet sich zu allem, auch den geringsten Diensten.

Aber die Maschta wiegt sich in den Hüften. „D, nicht so arbeiten. Werd' ich dir zeigen.“

goldener Frucht rufen hemdsärmelige Buben ihr spottend nach: „Zigeuneri, Zigeuneri!“ Was ein rechter Hund ist, kläfft ihr schreiend rosa Gewand an.

Im Dorf sind wirklich nur die Greise und Säuglinge daheim, und erstere hüten die letzteren. Die staubige Dorfstraße ist wie ausgestorben.

In aller Unschuld führt die Hanne die Befehle der Mafschta aus. Merkt sich einen Hasenstall, der ganz hinten am Fuß des Rebhügels liegt, baldowert allerhand Gelegenheiten aus, ohne sich über den Zweck ganz klar zu sein. In manchen Häusern gelangt sie bis in die Stube, in anderen jagt man sie mit erhobener Hand vor die Tür. Während nun doch so nach und nach der Teufel von ihrer Kinderseele Besitz ergreift, dringen plötzlich Laute an ihr Ohr, die sie in diesem Leben nie mehr zu hören vermeint: Das kreischende Gejammer einer verstimmtten Ziehharmonika mit dem falschen Ton in der Höhe, der dann abschnappt und dumpf stöhnend den Geist aufgibt. —

Die Hanne starrt und starrt. —

Da steht einer unter dem Torweg und starrt auch. —

Dann fliegt die Ziehharmonika auf den grasigen Rain — und das Schirmbündel in den mahlend feinen Straßenstaub.

Die zwei heimatlosen Kinder stürzen aufeinander zu und häkeln die Zeigefinger ihrer rechten Hand ineinander und ziehen und zerran sich daran gegenseitig: „O du!“

„So, du bist's?“

Mehr wird nicht gesprochen. Dem Jof verschlägt es die Stimme, und die Hanne schämt sich plötzlich.

Wie auf Verabredung beginnen sie Hand in Hand zu rennen, Ziehharmonika und Schirmbündel im Stich lassend, flüchtend, sie wissen nicht, vor wem. —

Der Schweiß läuft ihnen bei der Erntehitze von der Stirn, ihre Backen glühen, die Augen glänzen.

Dann zieht der Jof die Hanne in ein hohes Kornfeld, das bisher dem Schnitter noch entgangen: „Duck' dich!“

Sie gehorcht, denn das tut sie immer, ob nun der schwarze Hennidel befiehlt, oder der arme Weisenhirt.

Ihre Odemzüge jagen, von ihrem wilden Herzschlag zittern im Takt die nächsten Halme. „Jetzt verzähl,“ herrscht der Jof sie an.

Und sie sagt ihm alles, ein wenig Prahlucht ist mit im Spiel: Wie schön das Leben in solch' einem Wagen sei, wie gut das Essen und was für schöne Kleider „die Frau“ ihr gegeben habe.

Mißbilligend streift ihr Kamerad den rosa Falbetrock mit einem schiefen Blick.

„Deine alten Sachen haben mir besser gefallen! Schäme dich, dumme Hanne! Weißt, wer dich

mitgenommen hat? Der Teufel!“ Und der Jof wirft sich in die Brust und stößt grimmig hervor: „Der schwarze Hennidel!“

Ueber des Buben böses Gesicht fängt die Hanne zu heulen an. Er aber läßt sich nicht aus der Fassung bringen.

„Und weißt, zu was sie dich haben abrichten wollen . . .? Zum Stehlen!“

Da fährt sie zusammen und schlägt die Augen nieder.

„Und ich leid's nicht! Du gehst jetzt mit mir! Wenn wir auch nur aufgelesene Kinder sind, gestohlen ist das noch lang nicht, verstanden?“

Die Hanne schluchzt herzbrechend. Es fällt ihr wie Schuppen von den Augen. Sie erwacht wie aus einem wüsten, wüsten Traum, und schaudert: „Die fangen mich wieder!“

„Nein,“ spricht der Jof fest, „im Leben nicht! Wir beten jetzt, und dann —“

Ja, was dann? Heimgehen ins ferne sogenannte Heimatdorf, von wo sie davongelaufen waren? — Oder in die Stadt, die sie gestern passiert? — Die Gendarmen!

Unmöglich. Also wohin? Wer wird sie aufnehmen? Sie haben kein Geld, kein Dach über dem Kopf, kein Brot, ja, fast keinen Boden unter den Füßen.

„Es scheint so, daß wir nirgends hin können, weil wir keine Heimat haben,“ sagt der Jof betrübt. „Wo wir hinkämen, würd' man uns verachten, wohl gar einsperren. Wenn nur erst Nacht wär', dann wüßt' ich schon Rat. Aber jetzt müssen wir uns verborgen halten vor dem schwarzen Hennidel und dem Feldhüter. Da! Ein Stück Brot hab' ich noch.“

So sitzen sie den langen Tag im Korn und wagen kaum zu atmen. Die Sonne steigt höher, kocht den Saft im Obst und bräunt die Nüsse, und bräunt auch die Angesichter der heimatlosen Kinder, die nicht mehr sprechen, sondern ganz hingegen unter die Faust ihres traurigen Schicksals warten — bis es Abend werde. Die fröhlichen Laute des Heimkehrers vom Felde dringen an ihr Ohr. —

Das Geträut beginnt stark zu duften, es riecht feucht und kühl herüber aus den Waldgründen, der Tag ist im Verschwinden.

Nach dem Betzeitläuten, dessen Klänge der Abendwind in ihren Schlupfwinkel trägt, ergreift der Bursche von neuem die Hand des Mädchens.

„So! Jetzt steigen wir über die Mauer in den Kirchhof. Dort haben wir Ruhe. Dahin geht keiner zur Nachtzeit, und der Teufel hat dort keine Macht über die Seelen.“

„Und morgen?“ jammert das Hannele.

Dies „morgen“ fällt dem Jof schwer auf's Herz. Er antwortet nicht.

Sie schleichen auf Umwegen nach dem stillen Gottesacker, der als eine dunkle Masse, von ur-

alten Mauern eingefaßt, außerhalb des Dorfeingangs im nächtigen Dämmer liegt.

Lautlos klettern sie über das morsche Steinwerk, das von hunderte Jahre altem Epheu zusammengehalten und geschützt wird. Welkes Kranzlaub raschelt, Perltränze klirren, Kreuze schimmern in einem fahlen, unwirklichen Schein.

Auf einem ganz alten, eingefallenen Grab, das, von blumigem Gras überwuchert, schon



Aber des Buben böses Gesicht fängt die Hanne zu heulen an.

längst weder Stein noch Namen mehr trägt, sinken die zu Tode gehehten und müden Kinder sogleich in Schlaf.

Die Hanne fühlt nichts mehr — gestern im Zigeunerwagen, heut' auf einem Grab — es ist alles eins.

Die Nacht ist mild, klar und schön.

So findet am Morgen der Totengräber die zwei blutjungen Menschen, als er kommt, ein Grab ausmessen für eine Neunzigjährige, die endlich heimgegangen.

Er holt sofort den Pfarrer aus dem nahen Pfarrhaus.

Der Anblick erbarmt den doch an manches Leid gewöhnten geistlichen Herrn bis auf den Grund der Seele.

Behutsam weckt er erst den Buben und dann das Mädchen; und eine halbe Stunde später kennt er die Geschichte der beiden aufgelesenen Kinder vom Anbeginn ihres armseligen Da-

seins bis auf den heutigen Tag. Sie verschweigen ihm nichts, auch die Verjuchungen der seltenen und fetten Braten nicht, mit denen das verzehmte Volk das immer hungrige Waisenkind gefodert.

... Nun werden alle notwendigen Schritte unternommen, aber das Heimatdorf wollte weder von dem Ziegenhirten noch von der Gänshirtin mehr etwas wissen, keiner erhebt Ansprüche an die zwei Geschöpfe, die nur durch eine unerklärliche Laune der Allmutter Natur überhaupt auf diese Welt gelangt sein können

Vom schwarzen Hennickel, der schönen Mascha und ihrer ganzen Bande scheint jede Spur verwischt, die sind wie weggeblasen vom Erdboden und werden nie wieder in dieser Gegend gesehen.

Und so bleiben denn der Jok und das Hannele unter der Obhut des geistlichen Herrn in dem Dorfe, dessen Tote ihnen Obdach in der schlimmsten Not ihres Lebens gewährt.

Lange dauert es freilich, bis sie alle Schen und Schwermut abstreifen, die sie als Erbe einer traurigen Kindheit mit sich schleppen.

Aber dann schlagen sie dennoch Wurzel in dem fremden Boden und lernen das Wort Heimat verstehen.

Auseinander gehen sie nie mehr; der gute Pfarrer, der sie auf dem Grab gefunden, segnet auch noch ihre Ehe ein und taufst ihre Kinder. Eine Ziehharmonika ist auch wieder im Haus — und eine grüngestrichene Bank vor der Tür.

Der Gänshirt.

Von Ernst Eimer.

Der Buttels-Hennerch war Gänshirt in Hippebach. Ganz allein bewohnte der Junggeselle ein altes, ärmliches Häuschen.

Seinen dörflichen Haushalt versah er, so gut es ging; aber die dreihundersiebenundsechzig Gänse, welche die Gemeinde dem doppeligen Männchen anvertraut hatte, machten demselben doch viel zu schaffen. Hennerch hatte seine liebe Not, die unruhige Gesellschaft zusammenzuhalten. Den ganzen Tag mußte er rennen und schreien, daß ihm schier der Atem verging. —

„So kann es nicht weitergehen,“ sagte der Gänshirt eines Tages zu der armen Bohnen-Jane. „Ich brauch' einen Gehilfen bei die Gänse und dazu paßt keiner besser wie dein Konrädchen. Ich will den Jung dinge, er ist dann mit mir aus einem Kroppen, und auf dem Gallmarkt kauf' ich ihm noch eine neue Kappe.“

„Ich sein's zufrieden,“ sagte die Bohnen-Jane, und wenn das Doseding bei den Gänsen ist, dann stellt er auch sonst keine Unglucker an.“ —

Am andern Tage, als der kleine, sechsjährige